

Reisen, über die man nicht gerne spricht – Alpenüberquerungen im Mittelalter¹

7. Interdisziplinäre Ringvorlesung „Reisen. Mittelalter in Bewegung“

Interdisziplinäres Zentrum für Mittelalterstudien an der Universität Salzburg

Christian Rohr

Einleitung

Tanti autem montes, tanti scopuli, tam crebra et continuata dorsa, tanta cacumina atque fastigia, tantae magnitudines ubique insurgunt, ut valde mirandum videatur, quid parens illa et fabricatrix mundi Natura, cum eas fecit, sibi voluerit.

So viele Berge, so viele Felsen, so zahlreiche und endlose Bergrücken, so viele Gipfel und Steigungen, so viele Höhen erheben sich überall, dass es äußerst bemerkenswert erscheint, was jene Mutter und Weltschöpferin Natur sich dabei gedacht hat, als sie dies schuf.

Mit diesen dramatischen Worten beschreibt der italienische Frühhumanist Leonardo Bruni seine Eindrücke im Rahmen einer Überquerung des Arlbergs, als er im Spätherbst 1414 als Sekretär des damaligen (Gegen-)Papstes Johannes XXIII. zum Konzil nach Konstanz reiste. Ähnliche Eindrücke müssen wohl auch viele andere Reisende im Mittelalter gewonnen haben, als sie die Alpen durchschritten. Allerdings: Der Bericht Leonardo Brunis steht mit seiner ausführlichen Schilderung einer Alpenüberquerung fast alleine da. Erzählende Quellen schweigen sich über die Beschwerlichkeit des Reisens und Lebens in den Alpen fast völlig aus. Es ist eigenartig, dass zwar die Alpen stets in die eine oder andere Richtung durchschritten wurden, ob von Königen auf dem Zug zur Kaiserkrönung, Händlern oder Pilgern, dass aber kaum Berichte über die Reise durch die Alpen existieren.²

Der deutsche Kulturhistoriker Arno Borst hat darauf hingewiesen, dass die Alpen etwa in der umfassenden Weltchronik Ottos von Freising aus der Mitte des 12. Jahrhunderts insgesamt

¹ Der Beitrag baut weitgehend auf den Ausführungen bei Christian ROHR, Zur Wahrnehmung von Grenzen im 15. Jahrhundert. Leonardo Brunis Bericht über seine Reise von Verona nach Konstanz 1414 (Epist. 4, 3), in: Ulrike AICHHORN/ Alfred RINNERHALER (Hg.), *Scientia Iuris et Historia. Festschrift für Peter Putzer zum 65. Geburtstag*, 2 Bände, München 2004, Bd. 2, S. 869-901 sowie Christian ROHR, *Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum. Naturerfahrung im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit (Umwelthistorische Forschungen 4)*, Köln/Weimar/Wien 2007, hier bes. S. 400-408 auf. Verweise zu diesen beiden Arbeiten sind im Folgenden nicht mehr gesondert angeführt.

² Die wenigen ausführlicheren Berichte sind zusammengefasst bei Arno BORST, *Alpine Mentalität und europäischer Horizont im Mittelalter*, in: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees* 92 (1974), S. 1-46, wiederabgedruckt in: Arno BORST, *Barbaren, Ketzer und Artisten. Welten des Mittelalters*, München/Zürich 1988, S. 471-527 [zitiert wird nach der Ausgabe 1988]. Der größere Teil der ausführlichen Berichte stammt aus der Zeit vor dem Spätmittelalter.

nur zwölf Mal erwähnt werden, davon neun Mal im Zusammenhang mit Alpenüberquerungen (von Hannibal bis zum 12. Jahrhundert). Stets beschränken sich die Berichte zu den Überquerungen selbst auf wenige Worte. Es scheint fast so, dass man über die Beschwerlichkeiten, die jeder Alpenüberschreitung innewohnten, nicht gerne berichten wollte.³

Im Folgenden sollen einige der am besten dokumentierten Alpenüberquerungen vorgestellt werden. dabei geht es nicht nur um die Reisenden selbst, sondern auch die Bevölkerung, die im Gebirge ansässig war und die Reisenden über die Pässe geleitete, weiters um die Geistlichen, die auf den Pässen dauerhafte Hospize einrichteten. In einem Ausblick wird auch noch kurz am Beispiel Kaiser Maximilians I. auf die alpine Jagd eingegangen. Nicht behandelt werden hingegen frühe Bergbesteigungen.

König Heinrich IV. zieht über die Alpen nach Canossa (1077)

Eine der seltenen Ausnahmen für die ausführliche Schilderung von Alpenüberquerungen bildet dabei der ausführliche Bericht bei Lampert von Hersfeld (1077) über die Winterreise König Heinrichs IV. durch die Alpen auf seinem Weg nach Canossa.⁴

Hyemps erat asperrima, et montes, per quos transitus erat, in inensum porrecti et pene nubibus cacumen ingerentes ita mole nivium et glaciali frigore obriguerant, ut per lubricum precipitemque decessum nec equitis nec peditis gressum sine periculo admitterent. ... Igitur quosdam ex indigenis locorum peritos et pruruptis Alpium iugis assuetos mercede conduxit, qui comitatum eius per abruptum montem et moles nivium procederent et subsequenter quaquam possent arte itineris asperitatem levigare. His ductoribus cum in verticem montis magna cum difficultate evasissent, nulla ulterius progrediendi copia erat, eo quod preceps montis latus et, ut dictum est, glaciali frigore lubricum omnem penitum decessum negare videretur. Ibi viri periculum omne viribus evincere conantes, nunc minibus et pedibus reptando, nunc ductorum suorum humeris innitendo, interdum quoque titubando per

Der Winter war äußerst streng, und die sich ungeheuer weit hinziehenden und mit ihren Gipfeln fast bis in die Wolken ragenden Berge, über die der Weg führte, starrten so vor ungeheuren Schneemassen und Eis, dass beim Abstieg auf den glatten, steilen Hängen weder Reiter noch Fußgänger einen Schritt tun konnten. ... Daher mietete er um Lohn einige ortskundige, mit den schroffen Alpengipfeln vertraute Einheimische, die vor seinem Gefolge über das steile Gebirge und die Schneemassen hergehen und den Nachfolgenden auf jede mögliche Weise die Unebenheiten des Weges glätten sollten. Als sie unter deren Führung mit größter Schwierigkeit bis auf die Scheitelhöhe des Berges [Mont Cenis] vorgedrungen waren, da gab es keine Möglichkeit weiterzukommen, denn der schroffe Abhang des Berges war, wie gesagt, durch die eisige Kälte so glatt geworden, dass ein Abstieg hier völlig

³ BORST, 1974/1988 (wie Anm. 2), S. 471.

⁴ Lampert von Hersfeld, *Annales ad a. 1077*. Zur Stelle vgl. im Detail auch BORST, 1974/1988 (wie Anm. 2), S. 501 f.

lubricum gressu cadendo et longius volutando, vix tandem aliquando cum gravi salutis suae periculo ad campestria pervenerunt. Reginam et alias, quae in obsequio eius erant, mulieres boum coriis impositas duces itineris conductu praeunte deorsum trahebant. Equorum alios per machinas quasdam summittebant, alios colligatis pedibus trahebant, ex quibus multi, dum traherentur, mortui, plures debilitati, pauci admodum integri incolumesque periculum evadere potuerunt.

unmöglich schien. Da versuchten die Männer, alle Gefahren durch ihre Körperkraft zu überwinden: Sie krochen bald auf Händen und Füßen vorwärts, bald stützten sie sich auf die Schultern ihrer Führer, manchmal auch, wenn ihr Fuß auf dem glatten Boden ausglitt, fielen sie hin und rutschten ein ganzes Stück hinunter, schließlich aber langten sie doch unter großer Lebensgefahr endlich in der Ebene an. Die Königin und die anderen Frauen ihres Gefolges setzte man auf Rinderhäute, und die dem Zug vorausgehenden Führer zogen sie darauf hinab. Die Pferde ließen sie teils mithilfe gewisser Vorrichtungen hinunter, teils schleiften sie sie mit zusammengebundenen Beinen hinab, von diesen aber krepitierten viele beim Hinunterschleifen, viele wurden schwer verletzt, und nur ganz wenige konnten heil und unverletzt der Gefahr entrinnen.

Der König zog mit seiner Frau Bertha, seiner Schwiegermutter, Markgräfin Adelheid von Turin, und einem sicher nicht kleinen Gefolge über die Alpen. Lampert instrumentalisiert die Schilderung zur Reise Heinrichs IV. über den Großen Sankt Bernhard für die Aussage, dass der König alles unternahme, um zum Wohle des Heiligen Römischen Reiches die Aufhebung des Bannspruchs durch Papst Gregor VII. zu erwirken.

Abt Rudolf von Saint-Trond überschreitet den Großen St. Bernhard (1127/1129)

Auch die *Gesta abbatum Trudonensium* aus Saint-Trond im heutigen Belgien enthalten eine detaillierte Schilderung zu einer Alpenüberquerung des Abtes Rudolf von Saint-Trond auf dem Weg nach Rom im Jahr 1127 sowie zum Rückweg 1129.

In reditu autem suo ... increscentibus hyemalibus periculis Augustam civitatem transeuntes, ad villulam quae est in pede montis Iovis, quae vocatur Restopolis, cum difficultate morti proxima pervenerunt. Ubi nec ante ire valentes nec retro propter altissimos nivium aggeres, octavas Domini egerunt, et post aliquot dies premonstrata eis a preducibus maronibus difficillima via – marones enim appellant viarum premonstratores – subactis duobus miliaris Theutonicis, ad

Auf ihrer Rückkehr [aus Rom] ... kamen sie, als die winterlichen Gefahren schon zunahmen, durch die Stadt Aosta und erreichten unter Todesgefahr das Dorf Restopolis (Etroubles) am Fuße des Großen St. Bernhard. Wegen der überaus großen Schneemassen war es ihnen dort weder möglich vorwärts zu gehen noch umzukehren. Sie verbrachten dort die Oktav des Weihnachtsfests (1. Januar); nach einigen Tagen zeigten ihnen die *marones* als Führer

Sancti Remigii villulam in ipso Iovis monte pervenerunt. In quo loco tamquam in mortis faucibus coagulati, manebant nocte et die sub periculo mortis. Angustia villulae tota completa erat peregrinorum multitudine. Ex altissimis et scopulosis rupibus ruebant frequenter intolerabiles omni opposito nivium aggeres, ita ut aliis iam collocatis, aliis adhuc supersedentibus mensis domos iuxta, eos prorsus obruerent, et inventos in eis quosdam suffocarent, quosdam contritos inutiles redderent. Sub hac iugi morte aliquot dies in infausta villula illa fecerunt.

Tunc sponte applicantes se peregrinis montis *marones*, gravem indicunt eis mercedem, ut temptatam viam aperirent, pedites peregrini eis sequerentur, equi post illos, sicque trita via planaretur dominis qui delicatiores retro venirent. Itaque *marones* capitibus propter nimium frigus filtro pilleatis, manibus villose cyrothecatis, pedibus coturnis munitis atque subtus a planta ferreis aculeis propter lubricam glaciem armatis, hastas longas ad palpandam sub alta nive viam in manibus ferentes, solitam audenter ingressi sunt viam. Summum mane erat, atque cum summo timore et tremore sancta mysteria peregrini celebrantes atque sumentes, ad instantis mortis ingressum se preparabant. Certabant, quis eorum prior sacerdoti confessionem suam dare posset, et cum unus non sufficeret, passim per aecclesiam invicem sibi sua peccata confitebantur. Cumque haec in aecclesia cum summa devotione agerentur, percipuit per plateam luctuosissimus luctus; nam *marones* per ordinem de villa egressos subito lapsus rupibus instar montis densissimus nivis globus decem involvit, et usque ad inferni locum visus est extulisse. Qui huius infausti mysterii aliquando conscii fuerant, precipiti cursu ad hunc homicidam locum velocissime rue-

einen sehr beschwerlichen Weg – *marones* werden die wegekundigen Bergführer nämlich genannt –, auf dem sie nach zwei deutschen Meilen zum Dorf Saint-Rhémy am Großen St. Bernhard gelangten. An diesem Ort blieben sie, gleichsam in einem Todeschlund zusammengepfercht, eine Nacht und einen Tag unter Todesgefahr. Die Enge des Dorfes wurde durch die Menge der Pilger noch gesteigert. Von den überaus hohen und felsigen Hängen brachen häufig Lawinen herunter, die durch nichts aufzuhalten waren und zwar so, dass die Lawinen sie völlig verschütteten, als sich die einen schon zu Tisch gesetzt hatten, die anderen noch dem Mahl fernblieben und sich in der Nähe der Häuser aufhielten. Man fand einige in den Lawinen erstickt, einige trugen schwere, bleibende Verletzungen davon. Unter diesem Todesjoch verbrachten sie mehrere Tage in jenem Unglück bringenden Dorf.

Da boten sich freiwillig *marones* den Pilgern als Bergführer an, verlangten aber von ihnen einen hohen Lohn, dass sie den eingeschlagenen Weg freimachen. Die Pilger sollten ihnen zu Fuß folgen, hinter ihnen dann die Pferde und so würde der Weg für die Herren ausgetreten, die zu sehr geschwächt umkehren sollten. Wegen der allzu großen Kälte des Schnees trugen die *marones* am Kopf Tücher aus Filz, an den Händen Wollhandschuhe, an den Füßen hohe Stiefel, die unten an der Sohle mit Eisennägeln wegen der Glätte des Eises versehen waren; weiters trugen sie in ihren Händen lange Lanzen, um unter dem hohen Schnee den Weg zu ertasten. So beschritten sie mutig den gewohnten Weg. Es war der letzte Morgen und die Pilger feierten unter höchster Angst und unter Zittern die heilige Messe und empfingen die Kommunion; so sie bereiteten sie sich auf den bevorstehenden Tod vor. Sie stritten, wer von ihnen zuerst dem Priester seine Beichte ablegen könne, und als ob eine Beichte nicht genüge, bekannten sie sich in der Kirche ohne Unterschied gegenseitig ihre Sünden. Als sie das in äußerster Demut in der Kirche taten, erhob sich auf der Straße traurigstes Wehklagen. Denn nachdem die *marones* in

rant, et effossos marones, alios exanimos in contis referebant, alios semivivos, alios contritis ossibus in manibus trahebant, illa maritum, illa fratrem, ille et ille illum et illum se amisisse clamitabant. Tam horribili occurso peregrini, exeuntes de ecclesia, exterriti paululum hesitaverunt, et idem timentes sibi futurum, quantocius Restopolim refugerunt. De difficultate viae nulla ut prius questio, plana videbatur eis pro effugiendo mortis periculo. Ibi acta epyphania Domini [6. Januar], et expectato sereno aere, conductis maronibus mortiferam villulam repetunt, et timore mortis pedibus velocitatem prebente, die illa usque ad medium montis modo reptando, modo ruendo, vix tandem perveniunt.

einer Reihe das Dorf verlassen hatten, verschüttete plötzlich eine dichte Schneekugel [Lawine], die so groß wie ein Berg vom Hang herunter glitt, zehn Bergführer und schien sie bis zur Unterwelt mit sich gerissen zu haben. Die dieses unglückliche Schauspiel gerade mitbekamen, stürzten schnellstens in raschem Lauf zu diesem tödlichen Ort und bargen die verschütteten *marones*: die einen fanden sie schon leblos an ihren langen Stangen, die anderen halb am Leben; wieder andere mit gebrochenen Knochen zogen sie an den Händen weg. Die eine beklagte den Verlust des Ehemanns, die andere den Bruder, dieser und jener den einen oder anderen. Aufgrund dieses so schrecklichen Zwischenfalls verließen die Pilger verunsichert die Kirche und zögerten noch ein wenig in der Angst, dass ihnen dasselbe bevorstehen würde, flohen aber dann rasch nach Etroubles. Über die Beschwerlichkeit des Weges gab es keine Klagen mehr wie früher, er erschien ihnen flach, um der Todesgefahr zu entrinnen. Im Etroubles verbrachten sie das Fest der Epiphanie des Herrn (6. Januar), dann kam das erhoffte klare Wetter und sie brachen unter der Führung der *marones* wieder zum todbringenden Dorf auf. Die Todesangst beschleunigte ihre Schritte, sodass sie an jenem Tag schließlich mit großer Mühe bis zur Passhöhe kamen, teils am Boden kriechend, teils rutschend.

Mitten im Winter, am 1. Januar 1129 hatte man den Großen St. Bernhard (*mons Iovis*) überqueren müssen. Dafür wurden vor Ort einheimische Bergführer – *mar(r)ones* – angeheuert. Diese brachten Abt Rudolf und seine Begleiter zunächst von Etroubles nach Saint-Rhémy (beide noch auf italienischer Seite gelegen), wo alle aufgrund der großen Lawinengefahr mehrere Tage warten mussten. Die Bemerkung, dass der Ort von Fremden überfüllt war, zeigt auch, dass wohl zahlreiche Menschen selbst im Winter die beschwerliche Alpenreise auf sich nehmen mussten.⁵

Auf das Drängen der Reisenden sondierten schließlich einige *marones* den Weg zur Passhöhe; sie waren mit Handschuhen und Pelzmützen bekleidet, trugen Schuhe mit speziellen Nägeln,

⁵ Gesta abbatum Trudonensium, Continuatio 12, 6 zu den Jahren 1128 und 1129. Vgl. zur Stelle auch Colin FRASER, Lawinen – Geißel der Alpen. Mit einem Vorwort von André Roch, Rüslikon-Zürich/Stuttgart/Wien 1968, S. 23 f.; BORST, 1974/1988 (wie Anm. 2), S. 497 f.

um am Glatteis nicht auszurutschen und stocherten mit langen Stangen im Tiefschnee, um dessen Konsistenz zu prüfen. Man wird daher davon ausgehen können, dass die Alpenbewohner des Mittelalters schon relativ genau über Lawinengefahren Bescheid wussten. Die Reisenden hingegen bereiteten sich schon auf ihren Tod vor und drängten sich förmlich, um eine letzte Beichte abzulegen. Durch eine weitere große Lawine wurden währenddessen mehrere *marones* verschüttet. Die übrigen Einheimischen eilten zwar sofort zu Hilfe, doch konnten sie einige Bergführer nur mehr tot, andere schwer verletzt bergen. Schließlich besserte sich das Wetter, so dass die Pilger und Kaufleute unter großen Mühen den Pass überwinden und ins Tal absteigen konnten.

Die *marones* am Großen St. Bernhard dürften, wie die *Gesta abbatum Trudonensium* und einige andere Quellen mit kürzeren Berichten nahe legen, genossenschaftlich organisiert gewesen sein. Sie waren mit Sicherheit gut auf ihre Arbeit in der Gruppe eingestellt, mit spezieller Bekleidung ausgerüstet und wurden offensichtlich auch von der lokalen Obrigkeit nicht nur gebilligt, sondern für ihre Dienste autorisiert. Das Ausmaß ihrer Dienste hing wohl in erster Linie von der Höhe der Bezahlung ab. 942 halfen *marones* Abt Odo von Cluny über den Pass. Kurz zuvor, im Jahr 940, führte Abt Gerhard von Brogne sogar einen Karren mit Porphyrsteinen über den Großen St. Bernhard. Als der Wagen abstürzte, wurde er von *marones* geborgen. Ohne Hilfe der lokalen Bergführer eilte hingegen der Kirchenreformer Petrus Damiani 1063 über den Pass.⁶

Die Institution der Bergführer entlang der wichtigsten Alpenpässe bildete die Grundlage für die Entstehung der Passhospize. Um 1050 gründete der Hl. Bernhard, ein Archidiakon und Wanderprediger aus Aosta, das Hospiz auf demnach ihm benannten Großen St. Bernhard. Vielleicht steht diese Gründung in einem Zusammenhang mit der Überquerung des Passes durch Papst Leo IX. im Jahr 1049, der dabei die Reliquien des Hl. Nikolaus, des Schutzpatrons der Kaufleute, mit sich führte. 1125 ist schließlich ein Hospiz St. Nikolaus auf dem Großen St. Bernhard auch urkundlich bezeugt. Es wurde von regulierten Chorherren sowie Laien geführt und war für Jahrhunderte der wohl höchstgelegene durchgehend bewohnte Platz Europas. Rasch sah man in diesem und anderen Passhospizen Orte täglich gelebter *caritas* an den Pilgern und sonstigen Reisenden.⁷

Auch an vielen anderen Alpenpässen entstanden in der Folge ähnliche Hospize, etwa am Kleinen St. Bernhard, am Mont Cenis (zwischen Frankreich und Italien), am Septimerpass (Graubünden), am Gotthardpass, aber etwa auch am Semmering (Spital am Semmering), am Pyhrn-

⁶ Vgl. dazu im Detail BORST, 1974/1988 (wie Anm. 2), S. 496-498.

⁷ Vgl. BORST, 1974/1988 (wie Anm. 2), S. 498 f.

pass (Spital am Pyhrn) oder in den Hohen Tauern (mehrere Tauernhäuser). Oft waren es Regularkanoniker, die diese Hospize führten; adelige Stiftungen sicherten deren Unterhalt.

Leonardo Bruni reist von Verona nach Konstanz (1414)

Fast alle Berichte zu Alpenüberquerungen bis zum 14. Jahrhundert beziehen sich auf die Westalpen (Westschweiz, Frankreich). Erst mit dem 15. Jahrhundert kommen Reisebeschreibungen zur Überquerung der Ostalpen auf. Der wohl anschaulichste Reisebericht von einer Alpenüberquerung stammt vom italienischen Humanisten Leonardo Bruni (ca. 1370-1444). Der Florentiner Politiker, Übersetzer und Historiker reiste als Sekretär des (Gegen-)Papstes Johannes XXIII. im Dezember 1414 zum Konzil von Konstanz und beschrieb seine Eindrücke ausführlich in einem Brief an seinen Humanistenfreund Niccolò Niccoli.⁸

Ganz im Unterschied zu den meisten Reiseschilderungen der Zeit vor 1400 wird die Alpenüberquerung nicht ausgespart oder etwa auf die kurze Bemerkung reduziert, dass der Weg beschwerlich war. Leonardo Bruni möchte die Aufmerksamkeit Niccolò Niccolis bewusst von den Unannehmlichkeiten und Verhandlungen rund um Johannes XXIII. in Konstanz ablenken, da sein Freund daran in der Vergangenheit offensichtlich keinerlei Interesse gezeigt hat, und stattdessen die Alpenreise an sich zum Thema machen; selbst der Weg bis Verona wird bewusst ausgelassen, da er für Italiener in keinerlei Weise berichtenswert erschien.

Wie schon im darauf folgenden Abschnitt besser zu erkennen sein wird, lässt sich an der Themenwahl auch das veränderte Verhältnis der Humanisten zur Natur – einschließlich der darin lebenden Menschen – erkennen: Die Natur ist nicht mehr nur der bedrohliche Feind des Menschen, über den man nur selten explizit spricht, sondern wird zum interessanten Forschungsgegenstand, ja selbst in ihrer Wildheit zum *locus amoenus*. Auch wenn der berühmte Bericht Francesco Petrarcas über seine angebliche Besteigung des Mont Ventoux bei Avignon vermutlich eine literarische Fiktion darstellt,⁹ kann im 15. Jahrhundert in der Literatur, aber

⁸ Leonardo Bruni, Epist. 4, 3. Für eine ausführliche Analyse sowie eine Übersetzung des Briefes vgl. ROHR, 2004 (wie Anm.1).

⁹ Francesco Petrarca, Epist. familiares 4, 1 (ed. V. ROSSI, Familiarium rerum libri XXIV/Epistolae de rebus familiaribus, Bd. 1-3), Firenze 1933-1937. Zur Diskussion vgl. in erster Linie die Dekonstruktion des Briefes bei Ruth und Dieter GROH, Die Außenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur 2, Frankfurt am Main 1996, S. 17-82, bes. S. 18-20 mit einer kritischen Analyse der Arbeiten von Joachim RITTER, Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft, in: Joachim RITTER, Subjektivität, Frankfurt am Main 1974; S. 141-163; Hans Robert JAUB, Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, Frankfurt am Main 1982; Karlheinz STIERLE, Petrarca's Landschaften. Zur Geschichte ästhetischer Landschaftserfahrung, Krefeld 1979; Karlheinz STIERLE, Die Entdeckung der Landschaft in Literatur und Malerei der italienischen Renaissance, in: Heinz-Dieter WEBER (Hg.), Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs, Konstanz 1989, 33-52.

etwa auch in der Malerei eine Thematisierung und Ästhetisierung von Natur beobachtet werden.

Veronam ad V. Kalendas Decembris cum satis mane venissem, ibi eam diem visendae urbis gratia – sunt enim nonnulla antiqua et visu digna – commoratus, postridie prima luce secus Athisim fluvium ad Alpes contendendi.

Ut igitur ad eum locum pervenimus, quo Athisim in planos Italiae exit campos, mirabilis prorsus res michi visa est: Via siquidem profundissima atque arctissima inter duos montes, quasi de industria naturae secata per fauces strictas ac sinuosas emanat. Alpestris sane locus et superbus, ita ut murmure aquarum et impetu gurgitis protervos et immanes earum gentium mores, a quibus fluit, imitari videatur. Inter fluvium et dexterum montem vix tantum itineris est, ut singuli equites, ad plus ut singuli carri transire possint. A sinistra vero gurgis montem perstringens avium facit, hinc atque hinc vastae rupes, geminique minantur in coelum scopuli. Eadem post ingressum longo itinere facies est; impendent enim hinc atque hinc minacissimae rupes, profundus amnis inter eas labitur, via per angusta inter rupes et alveum, coelum veluti ex aliquo hiatu conspicitur, montes saxa habent durissima quidem atque asperrima, imo ipsi toti montes nichil aliud sunt quam dura silex et Marpesia cautes¹⁰. Cedant iam Ciliciae pilae¹¹, cedant Caudinae furcae¹² Romana clade nobilitat[a]e. Satis enim superque michi constat vel unum homunculum superne stantem et saxa volventem

Nachdem ich am 27. November bald in der Früh nach Verona gekommen war, verweilte ich dort den ganzen Tag, um die Stadt zu besichtigen – es gibt dort nämlich einiges, was alt und sehenswert ist –, reiste aber am nächsten Tag gleich zu Sonnenaufgang entlang der Etsch den Alpen entgegen.

Als wir dann zu dem Ort kamen, wo die Etsch die weiten Ebenen Italiens erreicht, erlebte ich ein ganz wunderbares Schauspiel: die Straße verläuft ganz in der Tiefe, eng zwischen den beiden Bergketten, gleich als ob sie sich durch das Zutun der Natur durch einen engen und gewundenen Schlund windet. Es ist ein wahrhaft „alpiner“ und erhabener Ort, so wie das Tosen des Wassers und der Ansturm der Fluten die ungestümen und rohen Sitten der Völker, von denen der Fluss entspringt, nachzuahmen scheint. Zwischen dem Fluss und dem Berg auf der rechten Seite war kaum so viel Platz für den Weg, dass gerade ein einzelner Reiter oder vielleicht noch gerade ein einzelner Wagen passieren konnte. Zur linken Seite aber berührt die Flut den Berg und macht ihn unpassierbar; links und rechts steile Felsen, die wie ein Paar zum Himmel ragen. Dieser Anblick bietet sich nach dem Eintritt ins Etschtal für eine lange Wegstrecke: links und rechts erheben sich höchst bedrohliche Felsen, zwischen ihnen ergießt sich der tiefe Fluss, der äußerst schmale Weg schlängelt sich zwischen Fels und Fluss und den Himmel erblickt man wie durch eine Spalte; die Berge weisen

¹⁰ Die Klippen von Marpessa auf Paros (Griechenland) waren berühmt für ihren Marmor. Die Formulierung ist eng angelehnt an Vergil, Aeneis 6, 471 (ed. Roger Aubrey Baskerville MYNORS, Oxford ²1972), S. 241: *quam si dura silex aut stet Marpesia cautes* (über Didos Miene).

¹¹ Bei den *Ciliciae pilae* handelt es sich wohl um die *Pylae*, den Engpass bei der so genannten Kilikischen Pforte, der etwa im Zuge der Alexanderzüge erwähnt wird bei Curtius Rufus, *Historia Alexandri Magni Macedonis* 3, 4, 2 (ed. Theodor VOGEL, Leipzig 1904), S. 8: ... *quo Ciliciam intramus. Pylas incolae dicunt artissimas fauces, munimenta, quae manu ponimus, naturali situ imitantes*.

¹² Der enge Pass von Caudium (*furculae Caudinae*) nördlich von Neapel war im Jahr 321 v. Chr. ein heiß umkämpfter Ort im Zuge des Zweiten Samnitenkriegs; die Schlacht endete mit einer vernichtenden Niederlage der Römer. Vgl. Livius, *Libri ab urbe condita* 9, 1-3 (ed. Hans Jürgen HILLEN, T. Livius, *Römische Geschichte. Lateinisch und Deutsch*, Bd. 3: Buch VII-X, Fragmente der zweiten Dekade, München/Zürich 1994), S. 224-233 sowie zahlreiche Rückgriffe auf die Schlacht und den Engpass von Caudium, etwa 9, 11, 3; 9, 38, 5; 22, 14, 12; 25, 6, 10.

universorum Gallorum et Germanorum impetum, si transire conentur, inhibere posse.

harte und raue Felsen auf, ja vielmehr sind alle diese Berge nichts anderes als harter Fels und marpessischer Marmor. Da möge schon die kilikischen Pforte weichen und ebenso der Engpass von Caudium, der durch die Niederlage der Römer geadelt wurde. Es steht für mich ausreichend und noch darüber hinaus fest, dass schon ein kleiner Mensch, der auf der Höhe steht und Felsbrocken hinunterwälzt, den Ansturm aller Gallier und Germanen verhindern könne, wenn diese passieren wollten.

Bruni interessiert sich somit nicht, von den Sehenswürdigkeiten der Stadt Verona zu erzählen – für einen an der klassischen Antike Interessierten immerhin die Stadt des Dichters Catull –, sondern er geht gleich auf seine Weiterreise durch das Etschtal nach Norden ein. Bald erreicht er Stellen, an denen sich das Etschtal zu einer engen Schlucht verengt. Dennoch stellt die Wildheit der Etsch und der Alpen für Bruni etwas Schönes und Wunderbares dar, eine *mirabilis res*. Freilich weiß jeder moderne Italienreisende, dass das Etschtal zwischen Verona und Trient nur an einer einzigen Stelle, der so genannten Veroneser Klause, derart eng ist; der Rest des Etschtals zwischen Verona und Trient ist hingegen einen Kilometer und mehr breit. Freilich musste nach den Ebenen Norditaliens jedes durch hohe Berge begrenzte Tal extrem eng erscheinen. So beschreibt auch Agostino Patrizi, der im Jahr 1471 den Kardinallegaten Francesco Piccolomini nach Regensburg begleitete, in seiner Reiseschilderung das Etschtal zwischen Verona und Trient als äußerst eng; auch er berichtet von einer Stelle, an der die Straße zwischen Fluss und Felsen gerade für einen Wagen Platz böte.¹³

Wir müssen auch nach der Funktion dieser maßlos übertriebenen Naturschilderung fragen: Der Italiener Bruni verlässt die Ebenen Norditaliens und erreicht somit eine Landschaft, die er selbst offensichtlich nicht mehr als Italien, sondern als „Pufferzone“ ansieht. Die von antiker Kultur geprägten Regionen weichen einer wilden Alpenlandschaft, deren Bezwingung es gerechtfertigt erscheint, antike Vergleichsbeispiele zu zitieren, alle entnommen aus Vergil und Livius.

¹³ Agostino Patrizi, De legatione Germanica Francisci Piccolominei cardinalis Senensis (ed. Ignaz Philipp DENGEL, Eine Beschreibung Tirols aus dem Jahre 1471, in: Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum 12, 1932, S. 217-228), S. 217 f.: *Dimissa Volarna (Volargne an der Etsch), Tridentinos saltus ingressi, per vallem a principio angustissimum, ubi Clusa dicitur et arx in praerupto montium latere imminet, a verso sempre flumine Borgettum (Borghetto) primo, deinde Rovaretum pervenimus, a Volarna passuum milibus quatuor et XX distans. Vallis ipsa a principio ita est arcta, ut inter Athesim, qui vadari non potest, et Alpes vix currus trahi possit. Dilatatur deinde aliquantulum, non tamen ultra mille passus, montes niviei undique imminet, ardui atque asperi, pinum abietemque abunde fuerunt, hinc materiae ad aedificandum copia ...*

Ein erstes Mal klingt in dem Brief auch ein Grundgedanke durch, der auch noch in den folgenden Abschnitten stets spürbar sein wird: das Gefühl der kulturellen Überlegenheit des Italiens Bruni gegenüber allem „Germanischen“ und „Gallischen“. Zum einen vergleicht er das Tosen der wilden Etsch – auch das wohl eine Übertreibung, da Hochwasser im Dezember höchst selten sind – mit den rauen Sitten der Menschen, in dessen Land der Fluss entspringt. Zum anderen verfällt Bruni auf den Gedanken, dass man das enge Etschtal mit einem einzigen Felsbrocken versperren und so alle Einfälle von Deutschen und Franzosen aufhalten könne. Hier lebt das weit verbreitete Motiv fort, dass fast alle Invasionen nach Italien, von Hannibal über die West- und Ostgoten¹⁴ der Völkerwanderungszeit bis hin zu den Interventionen römisch-deutscher Kaiser und Könige über die Alpen erfolgt seien.

Der nächste Abschnitt handelt von Brunis Eindrücken in Trient. Wie nirgendwo sonst wird hier die Grenze zwischen italienischsprachigem und deutschsprachigem Gebiet offenkundig. Umso mehr verwundert es, dass selbst diese Stelle in zahlreichen Publikationen zu Rechts- und Sprachgrenzen keinerlei Beachtung gefunden hat:¹⁵

Per hanc vallem biduo profecti Tridentum pervenimus, urbem pro natura loci satis amoenam. Nam et supra et infra paulo patientiorem habet campum, et flumine ipso non indecore abluitur. In ea illud merito quis miretur, quod viri mulieresque et cetera multitudo intra [104] una moenia constituti alii Italico alii Germanico sermone utuntur. Ut quisque enim regione urbis habitat vel ad Italiam vel ad ulteriorem Galliam versa, ita aut nostra aut illa utitur lingua. Atque ego credo evenire, ut in concionibus et publicis consiliis aliae nostro aliae barbarico sermone ab unius civitatis civibus sententiae dicantur.

Nach einer zweitägigen Reise durch dieses Tal erreichten wir Trient, eine Stadt, die sich durch eine ganz reizende natürliche Lage auszeichnet. Sowohl oberhalb als auch unterhalb davon erstreckt sich eine etwas weitere Ebene und zudem schlängelt sich der Fluss selbst recht anmutig vorbei. Zu Recht könnte es jemanden wundern, dass sich in dieser Stadt Männer, Frauen und die übrige Bewohnerschaft, die entweder Italienisch oder Deutsch sprechen, innerhalb einer einzigen Stadtmauer aufhalten. Denn so wie jeder entweder in einem Italien oder dem oberen Gallien zugewandten Teil der Stadt wohnt, so spricht er dementsprechend auch entweder unsere oder jene Sprache. Zudem glaube ich auch, dass es sich in den

¹⁴ Es ist vielleicht kein Zufall, dass sich auch die erste große Schlacht zwischen Odoaker und dem aus Pannonien eingedrungenen Ostgotenkönig Theoderich genau in diesem Bereich des Etschtales zugetragen haben dürfte und damit zur Stilisierung Theoderichs als Dietrich von Bern (= Verona) in der Sage beigetragen hat. Vgl. dazu die ausführliche Schilderung der Schlacht bei Magnus Felix Ennodius, *Panegyricus Theoderico regi dictus* 36-47 (ed. Christian ROHR, *Monumenta Germaniae Historica, Studien und Texte* 12, Hannover 1995), S. 222-231 (mit Übersetzung und Kommentar).

¹⁵ Vgl. etwa Otto STOLZ, *Politisch-historische Landesbeschreibung von Südtirol (Schlern-Schriften 40)*, Innsbruck 1937/39, hier besonders S. 215-219 (zum Gericht Salurn); Josef RIEDMANN, *Deutschlands Südgrenze*, in: Alexander DEMANDT (Hg.), *Deutschlands Grenzen in der Geschichte*, München ²1993, S. 166-196; Marco BELLABARBA, *La giustizia ai confini. Il principato vescovile di Trento agli inizi dell'età moderna* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico 28), Bologna 1996; Hannes OBERMAIR, *Soziale Produktion von Recht? Das Weistum des Gerichts Salurn von 1403*, in: *Tiroler Heimat. Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde* 65 (2001), S. 5-24, hier besonders S. 7 f., jeweils ohne Bezugnahme auf Brunis Schilderung.

Versammlungen und öffentlichen Sitzungen dergestalt verhält, dass die einen in unserer und die anderen in barbarischer Sprache ihre Meinung abgeben – alles Bürger ein und derselben Stadt.

Leonardo Bruni kann ganz offensichtlich nicht seine Bewunderung verbergen, dass in einer einzigen Stadt eine wirklich gelebte Zweisprachigkeit herrscht. Die Menschen deutscher bzw. italienischer Sprache leben zwar offensichtlich in eigenen Stadtvierteln, doch innerhalb einer einzigen Stadtmauer, d. h. innerhalb eines gemeinsamen Rechtsbereiches.¹⁶ Es gibt keinerlei Anzeichen für ihn, dass dieses zweisprachige Zusammenleben irgendwelche Schwierigkeiten bereiten könne. Beide Sprachgruppen verstünden einander, sodass in den Versammlungen jeder seine eigene Sprache benutzen kann. Otto Stolz hat darauf hingewiesen – wenn auch eindeutig politisch motiviert unter dem Einfluss des Verlustes Südtirols und des Trentino an Italien im Jahr 1919 –, dass dies vermutlich das älteste Zeugnis für eine starke deutschsprachige Bevölkerungsgruppe in Trient darstellt, da eine echte Durchmischung ansonsten erst für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts belegt sei.¹⁷ Jedenfalls scheinen in Trient beide Sprachen völlig gleichberechtigt gewesen zu sein.

Es ist an dieser Stelle angebracht, auch andere Quellen heranzuziehen, um die Südgrenze des deutschsprachigen Bereiches zu lokalisieren. Folgt man der Beschreibung des Agostino Patrizi zur Reise des Kardinallegaten Francesco Piccolomini zum Christentag nach Regensburg im Jahr 1471, so befand sich damals die Sprachgrenze fünf Meilen nördlich von Trient beim Übergang über den Fluss Avisio (lat. *Almisius* oder *Nives*); nördlich davon gäbe es nur noch deutschsprachige Bevölkerung.¹⁸ Dieser Befund deckt sich auch mit den Beobachtungen anderer Reiseberichte des 15. und 16. Jahrhunderts, etwa mit den Angaben des Tiburinus von Brescia in seinen Akten des Hl. Simon von Trient (1482) oder dem Reisebericht von Felix Fabri (1483/84). Im Zusammenhang mit einer Ulrichskirche, wohl die von Lavis nahe dem Nevis/Neves, erwähnt letzterer auch die sonst nicht belegte Geschichte, dass der Hl. Bischof Ulrich von Augsburg auf seiner letzten Heimreise von Rom schwer erkrankt sei, doch Gott

¹⁶ Zur städtischen Verwaltung und Rechtsprechung in Trient vgl. etwa Mariano WELBER/Marco SCENICO, *Statuti dei sindici nella tradizione trentina*, Trento 1997.

¹⁷ Otto STOLZ, *Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden*, Bd. 2: *Die Ausbreitung des Deutschtums im Bozner Unterland und Überetsch sowie in den deutschen Gemeinden im Nonsberg und Fleimstal*, München, Berlin 1928, S. 308. Die Angabe, dass der Norden Trients von deutschsprachiger Bevölkerung, der Süden hingegen von italienischsprachiger bewohnt sei, findet sich auch in Reiseberichten des Agostino Patrizi aus dem Jahr 1471 (mit dem Hinweis, dass in der Stadt die meisten Menschen beide Sprachen beherrschten) und des Felix Fabri (Faber) aus dem Jahr 1483/84. Vgl. dazu DENGEL, 1932 (wie Anm. 13), S. 218 bzw. Josef GARBER, *Die Reise des Felix Faber durch Tirol (Schlern-Schriften 3)*, Innsbruck 1923.

¹⁸ Agostino Patrizi, *De legatione Germanica Francisci Piccolominei cardinalis Senensis* (ed. DENGEL, 1932, wie Anm. 13), S. 219: *A Tridento autem ad quintum lapidem fluvius est, quem Almisium sive Nives dicunt aiun-qtue Italiae terminum hodie haberi, nam post hunc omnes theotonice loquuntur.*

gebeten habe, in Deutschland und nicht in Italien sterben zu dürfen. So sei er unmittelbar, nachdem er die Brücke über den Avisio nordwärts überschritten habe, gestorben.¹⁹ Interessant ist auch, dass Patrizi den Brenner als geographische Grenze Italiens bezeichnet, da von dort alle Flüsse dem adriatischen Meer zufließen.²⁰

Interessant für die Lokalisierung der deutsch-italienischen Grenzen ist auch ein Rechtsstreit des Trienter Domkapitels mit der römischen Kurie im Jahr 1486. Letztere hatte nämlich im 15. Jahrhundert wiederholt bestritten, dass die deutschen Konkordate gegenüber den römisch-deutschen Kaisern, den Landesfürsten von Tirol und dem Domkapitel von Trient für das Bistum Trient Gültigkeit besäßen, und wollten damit die kirchenrechtliche Zugehörigkeit Trients zu Italien durchsetzen. In der Eingabe des Trientiner Domkapitels von 1486 entgegnete man, dass die Stadt sehr wohl kirchenrechtlich zu Deutschland gehöre, nicht zuletzt auch, weil ein großer Teil der Bevölkerung Trients und auch der größere Teil der Diözese die deutsche Sprache gebrauchte.²¹

Mit dem Aufbruch aus Trient beginnt für Leonardo Bruni endgültig der deutschsprachige, barbarische Bereich. Dies wird durch die Schilderung einer wahrhaft eigenartigen Begebenheit deutlich, die irgendwo im Bereich von Salurn oder des nördlichen Trentino anzusiedeln ist.

A Tridento aliquot millia passuum profectos, quidam barbarorum mos vehementer turbavit. Est autem talis: Multa per rupes, quae fluvio imminet, castella sunt; ea tenentur a nobilibus. Ut igitur viatores paulo plures numero conspiciantur, cum iam illi castellis subsunt, repente ex arcibus cornua sonant, et quam maxima fieri potest hominum multitudo ex moenibus et propugnaculis clamorem barbaricum et hostilem ululatum extollit. Subita igitur re percussi homines plurimum trepidant, nec est quisquam ita constantis animi, qui non ea novitate moveatur, praesertim in locis vel de indus-

Nachdem wir von Trient einige Meilen aufgebrochen waren, wurden wir von einer eigenartigen barbarischen Sitte auf Höchste beunruhigt. Es verhält sich nämlich folgendermaßen: Es gibt dort zahlreiche Burgen, die hoch auf dem Felsen über dem Fluss ragen und Adeligen gehören. Wenn diese nun eine größere Anzahl an Reisenden erblicken, lassen sie, wenn sich die Gruppe schon unterhalb ihrer Burg befindet, plötzlich von der Festung die Hörner erschallen; zudem erhebt eine möglichst große Anzahl an Menschen von den Mauern und Befestigungen ein barbarisches Geschrei

¹⁹ Vgl. zu diesen Stellen Otto STOLZ, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden, Bd. 1: Einleitung und Geschichte der deutsch-italienischen Sprachen-, Völker- und Staatsgrenze im Etschtale München, Berlin 1927, S. 93 f. und STOLZ, 1928 (wie Anm. 17), S. 308 f. Zur Stelle bei Fabri vgl. GARBNER, 1923 (wie Anm. 17), S. 16.

²⁰ Agostino Patrizi, De legatione Germanica Francisci Piccolominei cardinalis Senensis (ed. DENGEL, 1932, wie Anm. 13), S. 222 f.: *hinc progressi ascendimus Prenner: iugi summum est et Italiae fortasse verus terminus, si terrarum convenientem dimensionem potius quam imperia volumus considerare: a Verona enim hucusque semper ascenditur quamvis leviter; aquae hic dividuntur, Eisacus a sinistra Alpium rupe praecipitatus per vallem, qua venimus, meridiem versus fertur in Athesim, inde in Adriaticum; Suyllus vero, ex montibus a dextera ad septemtrionem fluens, in Enum devolvitur, exinde in Danubium et Ponticum mare.*

²¹ Vgl. dazu STOLZ, 1928 (wie Anm. 17), S. 309.

tria ad latrocinandum electis. Hunc morem barbarum et immanem illi valere putant ad custodiam rerum suarum magisque ab iniuria temperatos homines, si iam conspecti et declamati se observari existiment. At ego michi per hostilem terram iter facere videbar saepiusque illud subibat animum: Ut belli signum Laurenti Turnus ab arce extulit, et rauco crepuerunt cornua cantu.²² Sed ad rem redeamus.

und feindliches Geheule. Durch das unvermutete Ereignis fährt allen Menschen der Schrecken in die Glieder und es gibt wohl kaum jemandem mit so viel standhaftem Mut, dass er nicht schon aus Überraschung beunruhigt wird, besonders weil es sich um Örtlichkeiten handelt, die bewusst für die Räuberei ausgewählt sind. Jene Burgherren glauben, dass diese barbarische und schreckliche Sitte zum Schutz ihres Eigentums beiträgt und Menschen eher vom Unrecht ablassen werden, wenn sie schon erblickt und angeschrien wurden und dann meinen, dass sie beobachtet werden. Mir freilich wurde klar, durch ein feindliches Land zu reisen und öfter kam mir dabei jenes Zitat in den Sinn: „Als Turnus von der Burg in Laurentum das Kriegszeichen erhob und die Hörner mit rauem Schall laut ertönten.“ Doch kehren wir zum Thema zurück.

Bruni setzt diese Begebenheit wohl ganz bewusst an einer Stelle an, an der der Leser, wohl nicht nur Niccolò Niccoli, verstehen soll, dass nun die feindlichen, barbarischen deutschen Lande beginnen. Die Praxis der Südtiroler Burgherren, mit Geschrei ihren Besitz zu sichern, vergleicht der humanistisch gebildete Italiener mit einer Begebenheit aus der Aeneis: Bei der Ankunft des „Urrömers“ Aeneas in Italien verhält sich der lokale Machthaber Turnus wie ein Barbar – dessen Widerstand gegen die „Kultur“ schließlich nicht von Erfolg gekrönt sein wird.

Es wäre freilich nicht der an fremden Ländern und Sitten interessierte Bruni, wenn er nicht gleich wieder auf die Schönheiten Tirols zu sprechen käme. Besonders der Weinort Tramin und die Stadt Meran erregen seine Bewunderung:

Ex Tridento Tramenum venimus vicum pulcherrimum atque beatum in sinistro monte trans amnem positum scopuli tamen superne terribiliter imminet. Vicus hic famosus est multitudine vinetorum et Baccho, ut videtur, inprimis sacer. Sunt enim ita multa vineta, ut nullo unquam in loco plura conspexerim. Solum ipsum, in quo consitae sunt vites, quibusdam in locis sic album est, ut nivi simillimum videatur. [105] Id ex eo accidit, quod mons superne

Von Trient kamen wir nach Tramin, ein Dorf, das ganz lieblich und glücklich zu linker Seite jenseits des Flusses liegt, wenn auch die Felsen darüber Furcht erregend aufragen. Dieses Dorf ist berühmt für die große Anzahl seiner Weinberge und, wie es scheint, dem Bacchus besonders heilig. Es gibt dort nämlich mehr Weinberge als ich je an einem anderen Ort gesehen habe. Der Boden selbst, an dem die Weinstöcke gepflanzt sind, ist an manchen Stellen so

²² Wörtliches Zitat aus Vergil, Aeneis 8, 1-2 (ed. MYNORS, ²1972, wie Anm. 10), S. 282.

impedens marmoreus est. Itaque marmor confractum et in frusta decisum terram ubique contegens albertem loci faciem reddit. Vini apud Tramenum tanta copia oritur, ut in Transalpinas usque partes abundantiam afferat.

Inde Maranum devenimus, quod oppidum an vicum appellare debeam nescio. Omnia quippe sunt ad urbis sufficientiam, praeterquam quod moenibus caret. Id et Trameno et Marano opulentissimis locis accidere puto, quod ita praeruptis rupibus subsunt, ut muro circumdari non possint.

weiß, dass es fast wie Schnee aussieht. Dies kommt daher, dass der steil darüber aufragende Berg aus Marmor besteht. Dieser bricht in Stücken ab und gibt dem Boden, den er bedeckt, einen hellen Anschein. Im Bereich von Tramin gibt es so viel Wein, dass der Überschuss bis in die Gegenden jenseits der Alpen exportiert wird.

Sodann erreichten wir Meran, wobei ich nicht weiß, ob ich von einer Stadt oder einem Dorf sprechen soll. Alles ist dort freilich wie für eine Stadt zur Genüge vorhanden, außer dass es keine Stadtmauern gibt. Ich glaube, dass dies bei so reichen Orten wie Tramin und Meran daher rührt, weil sie am Fuße von so steilen Felsen liegen, dass es unmöglich ist, sie mit Mauern zu umgeben.

Es ist zweifelsohne bemerkenswert, dass selbst für den aus der Toskana stammenden Italiener Bruni die Weingärten von Tramin in ihrer Größe einzigartig erschienen. Es besteht kein Zweifel, dass der Weinhandel von Tramin über die Alpen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit floriert haben muss, wie zahlreiche Quellen zum Transport über die Alpen sowie zum Konsum im österreichischen und bayerischen Alpenvorland zeigen.²³ Die Schilderung Brunis zeigt aber, auch wenn vielleicht manches daran übertrieben ist, dass der Traminer Weinbau im 15. Jahrhundert auch im Vergleich mit Italien außergewöhnliche Ausmaße angenommen hat. Auch andere Reiseberichte aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ließen Tramin nicht in ihren Schilderungen aus, obwohl es eigentlich etwas abseits vom Weg am Eingang zum Überetsch gelegen ist. So berichtet Agostino Patrizi im Jahr 1471 ebenfalls von der Qualität der Traminer Weine und nimmt dabei auf den antiken Geographen Strabon Bezug.²⁴ Ebenso bezeichnet Felix Fabri in seiner Reiseschilderung aus dem Jahr 1483/84 Tramin als den größten

²³ Vgl. dazu etwa Herbert KLEIN, Der Saumhandel über die Tauern, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 90 (1950), S. 37-114, hier S. 64-66; Josef NÖSSING, Bozens Weinhandel im Mittelalter und in der Neuzeit, in: Ferdinand OPLL (Hg.), Stadt und Wein (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 14), Linz 1996, S. 181-192; Josef NÖSSING, Die Bedeutung der Tiroler Weine im Mittelalter, in: Christhard SCHRENK/Hubert WECKBACH (Hg.), Weinwirtschaft im Mittelalter. Zur Verbreitung, Regionalisierung und wirtschaftlichen Nutzung einer Sonderkultur aus der Römerzeit. Vorträge des gleichnamigen Symposions vom 21. bis 24. März 1996 in Heilbronn (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn 9), Heilbronn 1997, S. 193-203; Rolf SPRANDEL, Von Malvasia bis Kötschenbroda. Die Weinsorten auf den spätmittelalterlichen Märkten Deutschlands (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 149), Stuttgart 1998, hier S. 55-60; Andreas Otto WEBER, Studien zum Weinbau der altbayerischen Klöster im Mittelalter. Altbayern – Österreichischer Donauraum – Südtirol (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 141), Stuttgart 1999, hier S. 172-185 und S. 361-364.

²⁴ Agostino Patrizi, De legatione Germanica Francisci Piccolominei cardinalis Senensis (ed. DENGEL, 1932, wie Anm. 13), S. 219 f.: *Prope Novum Forum (Neumarkt) villa Teraminum a sinistris trans Athesim est, ubi vinum totius vallis optimum nascitur, nam, ut Strabo testatur, vinum Raeticum inter Italica egregie commendata non sane inferius in montanis illorum radicibus nascitur.*

Ort jenseits der Etsch, um den rings herum feine Weine gedeihen, die man bis nach Schwaben ausführe und dort Tramingen nenne.²⁵

Ein zweites für Bruni interessantes Detail bildet der Umstand, dass weder Tramin noch Meran von einer Stadtmauer umgeben seien, sodass er sich nicht einmal sicher ist, ob es sich bei Meran um eine Stadt handle. Die Stadtmauer war somit zumindest im inneralpinen Raum kein konstituierendes Element des Rechtsraumes „Stadt“, während in Italien – und auch in den Ebenen des deutschsprachigen Bereichs – keine Stadt ohne Befestigung und sichtbares Zeichen der Abgrenzung vom Umland auskam.

Nach dem Besuch Merans beginnt die Reise für Bruni wirklich beschwerlich zu werden, sowohl wegen der Überschreitung des Alpenhauptkammes über den Reschenpass als auch wegen der Jahreszeit – es ist schließlich Anfang Dezember:

A Marano secus Athisim profecti tertia die ad iugum pervenimus. Via est inter duos vertices leviter acclivis. Summitas planiciem habet duosque subinde lacus parvo inter se spatio distantes. Aquarum divortia ex eo loco fiunt. Ex altero enim lacu Athisis oritur, qui in meridiem vergit, ex altero, qui Germaniam versus aspicit, fluvius manat, qui Danubium influit, Inum accolae vocant. Descensus ex eo iugo longe difficilior fuit quam ascensus, via praecipiti et arcta ac quibusdam in locis manusarcta longo anfractu per praeruptas rupes quasi in baratrum ducit. A dextera parte viae mons ingens impendit, a sinistra praecipicia sunt vel aspectu formidanda. Abietum sursum deorsumque incredibilis multitudo, pinus insuper silvestris, cupressus, fraxini, fagi,orni ac omne genus silvestris materiae.

Von Meran folgten wir der Etsch und erreichten am dritten Tag die Passhöhe. Die Straße steigt dort zwischen zwei Gipfeln leicht an. Auf der Passhöhe selbst bildet sich eine ebene Fläche, wo sich darüber hinaus auch zwei Seen befinden, die nur wenig voneinander entfernt sind. Vom einen See entspringt die Etsch, die sich nach Süden wendet, vom anderen ergießt sich ein Fluss Richtung Deutschland, den die Bewohner Inn nennen.

Der Abstieg von der Passhöhe gestaltete sich bei weitem schwieriger als der Aufstieg: der Weg ist steil abfallend und eng und an manchen Stellen führt er von Menschenhand geschaffen in langen Kehren über steile Felsen gleichsam in einen Höhlenschlund. Rechts der Straße droht ein gewaltiger Berg, links ist der Abgrund schon vom Anblick her Furcht erregend; überall, wohin man blickt, gibt es eine unglaubliche Menge von Tannen, dazu Fichten/Föhren, Zypressen, Eschen, Buchen, Bergeschen und andere Waldpflanzen.

Anfangs erweckt Leonardo Bruni noch den Eindruck des interessierten Naturforschers, der die beiden Seen am Reschenpass richtiger Weise als Wasserscheide lokalisiert, wenn auch vom nördlichen See nicht der Inn, sondern nur der zum Inn führende Stille Bach wegführt. Der Abstieg vom Reschenpass ins Inntal freilich erfüllt den Humanisten mit Schaudern, so-

²⁵ Felix Fabri, *Reise ins Heilige Land* (ed. GARBER, 1923, wie Anm. 17), S. 13. Weitere Belege für das Lob des Traminer Weins bei STOLZ, 1928 (wie Anm. 17), S. 125-127.

dass er seinen Weg sogar mit dem in den Höllenschlund vergleicht. Auch wenn die Nordtiroler Seite des Reschenpasses deutlich steiler ist als die Südtiroler, so haben wir es auch an dieser Stelle mit einer Übertreibung Brunis zu tun, die sich zum Teil selbst entlarvt, wenn er auf die Vegetation zu sprechen kommt. Dabei ist bemerkenswert, welche Bäume Bruni für dieses Gebiet erwähnt: Neben zahlreichen noch heute in Tirol heimischen Nadel- und Laubbäumen, werden auch Zypressen erwähnt, ein deutlicher Hinweis auf das mildere Klima im Mittelalter. Zwar lässt sich im 14. und 15. Jahrhundert schon eine merklich Klimaverschlechterung konstatieren, doch reflektiert der Baumbestand noch die Warmperiode der Zeit bis zum frühen 14. Jahrhundert.²⁶

Schließlich beschreibt Bruni auch ausführlich von der Überquerung des Arlbergs, der aufgrund der Jahreszeit – es ist mittlerweile Mitte Dezember – schon viel Schnee aufweist und die Reise zu einem lebensgefährlichen Abenteuer werden lässt:

Ab eo iugo biduum per valles profundas ac difficiles sub ipsos montes progressi ad aliud rursus iugum pervenimus. Aquilae montem barbari vocant. Huius montis transitus longe difficillimus atque asperrimus fuit. Nam praeterquam quod semper scandentibus arduum iter habet, tunc nives omnia texerant, quarum plerisque in locis supra viginti pedes altitudo erat. Semita per medias nives plantis [106] viatorum impressa non amplius una pede lata deducebat. Per eum callem homines facile gradiebantur; nam et leviores sunt et pedetentim incedunt. Equi vero misere et laboriose per frenos ducebantur, qui, si uno vel altero pede semita excedebant, in profundam nivem immergebantur nec nisi cum summo labore et periculo eximi poterant et ad semitam reduci. Haec difficultas tribus fere pas-

Von diesem Pass reisten wir für zwei Tage durch tiefe und schwer begehbare Täler am Fuße der Berge und gelangten schließlich wieder zu einem weiteren Pass, den die Barbaren Arlberg (Adlerberg) nennen. Die Überquerung dieses Berges war der mit Abstand schwierigste und härteste Abschnitt der Reise. Denn abgesehen davon, dass der Weg für den Aufstieg immer steil hinaufgeht, war damals alles schon mit Schnee bedeckt, und zwar an mehreren Stellen über 20 Fuß hoch. Der Saumpfad führte mitten durch den Schnee: er war gekennzeichnet durch die Fußabdrücke der Reisenden und nicht mehr als einen Fuß breit. Die Menschen konnten auf diesem Weg ohne Probleme dahinschreiten, denn sie sind leichter und gehen mit behutsamen Schritten. Die Pferde aber wurden Mitleid

²⁶ Die meisten Studien zur Klimageschichte beschäftigen sich mit der neuzeitlichen Entwicklungen, doch greifen sie oft (auf der Basis der spärlicheren Daten) auf das Mittelalter zurück. Vgl. etwa als allgemeine Studien Franz FLIRI, *Naturchronik von Tirol. Tirol – Oberpinzgau – Vorarlberg – Trentino. Beiträge zur Klimatographie von Tirol*, Innsbruck 1998; Christian PFISTER, *Wetternachhersage. 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496-1995)*, Bern/Stuttgart/Wien 1999; Rüdiger GLASER, *Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen*, Darmstadt 2001. Zum Mittelalter vgl. besonders Emmanuel LEROY LADURIE, *Histoire du climat depuis l'an mil*, Paris 1967, ²1983; Pierre ALEXANDRE, *Le Climat en Europe au Moyen Age. Contribution à l'histoire des variations climatiques de 1000 à 1425, d'après les sources narratives de l'Europe occidentale*, Paris 1987; Christian PFISTER/Gudrun KLEINLOGEL/Gabriela SCHWARZ-ZANETTI/Milène WEGMANN, *Winters in Europe: The Fourteenth Century*, in: *Climatic Change* 34 (1996), S. 91-108; Christian PFISTER/Jürg LUTERBACHER/Gabriela SCHWARZ-ZANETTI/Milène WEGMANN, *Winter Air Temperature Variations in Western Europe During the Early and High Middle Ages (AD 750-1300)*, in: *The Holocene* 8,5 (1998), S. 535-552; Gabriela SCHWARZ-ZANETTI, *Grundzüge der Klima- und Umweltgeschichte des Hoch- und Spätmittelalters in Mitteleuropa* (ph.D. Diss. Zürich), Zürich 1998.

suum millibus continuo nos afflixit, donec transversi iam verticem descendere incoepimus, ut vel in eo universa huius itineris pericula difficultatesque constitisse affirmare ausim.

Est autem latitudo Alpium, qua nos iter facimus, a faucibus Athisis, quas supra demonstravi, ad Transalpinum completum descensum millia passuum circiter ducenta. Tanti autem montes, tanti scopuli, tam crebra et continuata dorsa, tanta cacumina atque fastigia, tantae magnitudines ubique insurgunt, ut valde mirandum videatur, quid parens illa et fabricatrix mundi Natura, cum eas fecit, sibi voluerit. Me quidem aeternas illas ac perpetuas moles intuentem horror quidam et religio frequenter habebat, et nunc item sine horrore meminisse non possum.

erregend und mühsam an Zügeln geführt; wenn sie mit dem einen oder anderen Lauf vom Pfad abkamen, tauchten sie in den Tiefschnee ein und konnten nur mit großer Mühe und unter Gefahr herausgezogen und auf den Weg zurückgebracht werden. Diese Schwierigkeiten betrafen uns auf einer Strecke von ungefähr drei Meilen, bis wir nach der Passhöhe schon mit dem Abstieg begannen. Ich wage zu behaupten, dass auf dieser Wegstrecke alle Gefahren und Schwierigkeiten lauerten.

Die Wegstrecke durch die Alpen, die wir von der Etschquelle, die wir vorhin erwähnt haben, bis zur Talsohle nach der völligen Überschreitung zurücklegten, beträgt etwa 200 Meilen. So viele Berge, so viele Felsen, so zahlreiche und endlose Bergrücken, so viele Gipfel und Steigungen, so viele Höhen erheben sich dabei überall, dass es äußerst bemerkenswert erscheint, was jene Mutter und Weltschöpferin Natur sich dabei gedacht hat, als sie dies schuf. Mich freilich überkommt, wenn ich diese ständigen Mühen betrachte, häufig eine Art von Schauer und Ehrfurcht und selbst jetzt kann ich mich nicht ohne Schaudern daran erinnern.

Die Winterüberquerung des Arlbergs mag für den unerfahrenen Italiener Bruni in der Tat ein einschneidendes Erlebnis gewesen sein, an das er mit Schaudern (*horror*) und Ehrfurcht (*religio*) zugleich rückblickt. Diese mühevoller Erfahrung spiegelt sich auch in der Distanzangabe wider: die 200 Meilen vom Reschenpass bis zum Rheintal übersteigen die tatsächliche Distanz bei weitem – auch wenn man davon ausgehen muss, dass Bruni von toskanischen Meilen spricht, die nur wenig mehr als einen Kilometer ausmachen – und zeugen eher vom subjektiven Empfinden Brunis. Bei allen Mühen ist jedoch auch diese Passage nicht frei von topischen Anklängen an die Schilderung von Hannibals Alpenüberquerung bei Livius²⁷, auch wenn Bruni wörtliche Bezugnahmen vermeidet. Interessant ist auch die von ihm aufgeworfene Frage, was sich denn die personifizierte Mutter Natur – und nicht Gott! – dabei gedacht habe, derart unwirtliche Landschaften zu erschaffen. Aus dem Blickwinkel toskanischer Hügel, der „privilegierten Heimat“ Brunis, müssen die Tiroler Alpen wie das Ende der Welt gewirkt haben.

²⁷ Livius, Libri ab urbe condita 21, 31-38 (ed. Josef FEIX, T. Livius, Römische Geschichte. Lateinisch und Deutsch, Bd. 4: Buch XXI-XXIII, München/Zürich⁴2000), S. 66-83.

Es muss für Leonardo Bruni wie eine Errettung aus höchster Not gewirkt haben, als er das die Stadt Feldkirch²⁸ und das Rheintal erreichte. Die Route führte sodann am linken Rheinufer bis Rheineck und dann über den Bodensee nach Konstanz.

Der Bericht über die Überquerung des Arlbergs im Spätherbst 1414 lässt durchscheinen, dass nicht nur die Schneemengen den Reisenden Schwierigkeiten bereiteten, sondern offensichtlich auch Schnee Bretter.²⁹ Auch Johannes XXIII. kämpfte mit Problemen beim Zug über den Arlberg: Sein Wagen stürzte um, es selbst kam unter dem Wagen im Schnee zu liegen – im Namen des Teufels, wie er selbst den Einheimischen gegenüber bemerkt haben soll.³⁰ Ob es sich bei dem Unglück um einen kleineren Lawinenabgang gehandelt hat oder der Wagen nur im Schnee umkippte, geht aus der Stelle allerdings nicht hervor.

Felix Faber (Fabri) überquert die Alpen (1484)

Ähnlich äußerte sich auch der aus Zürich stammende Dominikaner Felix Faber (Fabri),³¹ der 1483 und 1484 auf dem Weg zum und vom Heiligen Land die Alpen überquerte. Vor allem auf der Rückreise, als er im Winter von Cortina d'Ampezzo nach Toblach (Südtirol) und von dort weiter über das Pustertal, den Brenner, Innsbruck und den Fernpass nach Hause kehrte, klagte er über Schneemassen, die den Weg lebensgefährlich werden ließen; die Pferde sanken tief im Schnee ein und strauchelten unentwegt.

²⁸ Auch bei Benedikt BILGERI, Politik, Wirtschaft, Verfassung der Stadt Feldkirch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in: Karlheinz ALBRECHT (Hg.), Geschichte der Stadt Feldkirch, Bd. 1 (Bodensee-Bibliothek 31), Sigmaringen 1987, S. 77-359 fehlt jede Bezugnahme auf diese wohl schmeichelhafteste Beschreibung der Stadt aus dem späten Mittelalter.

²⁹ Leonardo Bruni, Epist. 4, 3: *Ab eo iugo biduum per valles profundas ac difficiles sub ipsos montes progressi ad aliud rursus iugum pervenimus. Aquilae montem barbari vocant. Huius montis transitus longe difficillimus atque asperrimus fuit. Nam praeterquam quod semper scandentibus arduum iter habet, tunc nives omnia texerant, quarum plerisque in locis supra viginti pedes altitudo erat. Semita per medias nives plantis viatorum impressa non amplius una pede lata deducebat. Per eum callem homines facile gradiebantur; nam et leviores sunt et pedetentim incedunt. Equi vero misere et laboriose per frenos ducebantur, qui, si uno vel altero pede semita excedebant, in profundam nivem immergebantur nec nisi cum summo labore et periculo eximi poterant et ad semitam reduci. Haec difficultas tribus fere passuum millibus continuo nos afflixit, donec transversi iam verticem descendere incoepimus, ut vel in eo universa huius itineris pericula difficultatesque constituisse affirmare ausim.* Zur Stelle vgl. ROHR, 2004 (wie Anm. 1), S. 890-893.

³⁰ Ulrich von Richental, Chronik des Constanzer Concils zum Jahr 1414 (ed. Michael Richard BUCK, Stuttgart 1882, Nachdruck Hildesheim 1962), S. 24 f.: ... *Und do er [Johannes XXIII.] uff den Arlenberg kam by dem mittel (nach by dem clösterlin), do viel sin wagen umm und lag in dem schnee under dem wagen. Do koment zû im all herren und cortisan und sprachen zû im: „Hailger vatter gebrist üwer hailigkait üntz?“ Do antwurt er: „Ich lig hie in dem namen des tüfels.“*

³¹ Felix Faber (Fabri) wurde vermutlich 1438 in Zürich geboren und trat 1473 in das Dominikanerkloster in Ulm ein. In den Jahren 1480 und 1483/1484 unternahm er zwei Pilgerreisen nach Jerusalem. Er starb 1502 in Ulm. Vgl. zu seiner Person GARBER, 1923 (wie Anm. 17), S. 3 f.; Kurt HANNEMANN, Artikel Fabri, Felix, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 2 (1980), Sp. 682-689.

Interessant ist im Bericht die antikisierende Volksetymologie, wonach der „Schwabenfürst“ Brennus seinerzeit am Brenner – den *Alpes Brenni* – unter einer Lawine sein Leben verlor und daher der Name des Passes herrühre. Faber baut dabei auf Gottfried von Viterbo (ca. 1125-1192/1200) auf, der in seiner Universalgeschichte *Pantheon* ausführlich auf Brennus eingeht.³² Wie Gottfried vermischt er dabei allerdings zwei Zeitebenen: Zum einen habe Brennus mit den keltischen Senonen den Römern am Fluss Allia eine schwere Niederlage zugefügt (390 v. Chr.),³³ zum anderen sei er plündernd bis nach Griechenland gekommen, wo ihm vom delphischen Orakel prophezeit wurde, er werde von „weißen Jungfrauen“ erdrückt und vernichtet werden.³⁴ Beim Namen Brennus dürfte es sich allerdings um eine keltische Funktionsbezeichnung handeln, etwa gleichbedeutend mit einem königlichen Heerführer. Die Benennung des Anführers der Senonen dürfte freilich unhistorisch sein. Vielmehr dürfte ein Brennus nur im Jahr 279 v. Chr. nach Griechenland gekommen sein, wo er nach einem erfolglosen Eroberungsversuch Delphis Selbstmord beging.³⁵

Weitere Berichte von Alpenüberquerungen

Bemerkenswerterweise hat sich dazu neben den spärlichen schriftlichen Belegen in erzählenden Quellen auch eine bildliche Darstellung erhalten. In der um 1340 entstandenen Bilderchronik Erzbischof Balduins von Trier zeigt eine Miniatur den Übergang König Heinrichs VII. über den Mont Cenis zwischen Frankreich und Italien. Während der König und seine Begleiter über den Pass reiten oder gehen, werden die Fuhrwerke offensichtlich über einen anderen Weg über die Alpen gebracht,³⁶ dort aber von einer Lawine ergriffen. Dadurch entsteht der Eindruck, dass es mitunter als sicherer galt, über den Berg zu ziehen als ihn über Seitentäler zu umgehen.

³² Gottfried von Viterbo, *Pantheon* 18, 26-32, bes. 18, 32. Zu Gottfried von Viterbo vgl. zusammenfassend Karl LANGOSCH, Artikel Gottfried von Viterbo, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon* 3 (1981), Sp. 173-182.

³³ Die keltischen Senonen drangen nach Livius, *Libri ab urbe condita* 5, 47, 1-11 (ed. Hans Jürgen HILLEN, T. Livius, *Römische Geschichte. Lateinisch und Deutsch*, Bd. 2: Buch IV-VI, München/Zürich 1997), S. 262-265 im Jahr 390/387 v. Chr. bis nach Mittelitalien vor und besiegten die Römer in der Schlacht am Fluss Allia vernichtend. Kelten belagerten daraufhin das römische Kapitol sieben Monate lang, zogen aber schließlich nach der Zahlung von Lösegeld wieder ab.

³⁴ Zum *Evagatorium* des Felix Faber (Fabri) vgl. die kommentierte Übersetzung bei GARBER, 1923 (wie Anm. 17), bes. S. 27 f. und S. 31 f. zu den erwähnten Stellen.

³⁵ Zum historischen Brennus sowie zur Vermischung zweier keltischer Führungspersönlichkeiten vgl. zusammenfassend Wolfgang SPICKERMANN, Artikel Brennus, in: *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike* 2 (1997), Sp. 766 f.

³⁶ Vgl. in diesem Sinne Franz-Josef HEYEN (Hg.), *Kaiser Heinrichs Romfahrt. Die Bilderchronik von Kaiser Heinrich VII. und Kurfürst Balduin von Luxemburg, 1308-1313* (dtv-Taschenbuch 1358), München 1965, S. 64.

Am 24. Februar 1526 wurde auf der Handelsstraße zwischen Innsbruck und Füssen im Allgäu der Fernpass durch eine Lawine verlegt. Nach dem zeitgenössischen Bericht des Gallus Knöringer wurden unter den Schneemassen sechs Wagen mit ihren Gütern begraben; neun Menschen und 29 Zugpferde fanden dabei den Tod, sechs Menschen konnten lebend geborgen werden.³⁷ Bemerkenswert ist an dieser Nachricht die große Anzahl an Fuhrleuten, die selbst bei gefährlicher Schneelage im Winter durch die Alpen unterwegs gewesen sein müssen.

Kaiser Maximilian I. in den Alpen

Maximilian I. (1493-1519), der sich häufig im Gebirge aufhielt, hatte immer wieder die Gefahren von Lawinen zu überstehen. Als sein etwa 10.000 Mann starkes Heer im Juni 1499 im Zuge des so genannten Schweizerkriegs (Schwabenkriegs) über den Ofenpass im Schweizer Kanton Graubünden nach Italien zog, wurden mehr als 400 Soldaten von einer Lawine überrascht. Da die Lawine offensichtlich aber eher klein und langsam war – die Nachricht des Humanisten Willibald Pirckheimer, dass die ungeheure Schneelawine (*nivis pars quaedam ingens*) so schnell wie ein Pfeil (*quantus iactus est arcus*) herangekommen sei, ist sicherlich stark übertrieben –, konnten sich alle lebend befreien und auch die Zahl der Verletzten hielt sich offensichtlich in Grenzen. Unter den Befreiten brach schließlich großes Gelächter aus, wohl in erster Linie als Ausdruck der Erleichterung.³⁸

³⁷ Gallus Knöringer, Notizen zum Jahr 1526 (Maihingen, Handschrift 11 Lat. 1 4^o, fol. 118a): *Anno domini 1526 in mense februarij in vigilia sancti Mathiae [24. Februar] ist ain grosse geveltige Leni [Lawine] gegangen auff dem Ferren. Die selbig hat begriffen sechs Wagen und geladen Güttern. Die hatt sy all hingefürt mit sambt den Wagenleuten und die darmit send gegangen, send gewesen 15 Person und 29 Roß. Doch hatt man sechs Person widerumb lebendig herauß gegraben, aber die anderen Man sambt den Rossen send all in der Leni verstickt.* Die Stelle ist ediert bei Friedrich ZOEPFL, Kleine Beiträge zur Geschichte Füssens im 16. Jahrhundert, in: Veröffentlichungen des Vereins „Alt-Füssen“ 2, 5 (1926), S. [1]-[2], hier S. [2].

³⁸ Willibald Pirckheimer, *De bello Suitense sive Eluetico* 2, 5 (ed. Fritz WILLE, Willibald Pirckheimer, *Der Schweizer Krieg in lateinischer und deutscher Sprache, neu übersetzt und kommentiert*, Baden 1998), S. 96 f: *Accidit hic, ut nivis pars quaedam ingens vel nimio pressa pondere vel solis liquefacta calore a reliqua nivis divulsa sit congerie ac per montis devexum, quantum iactus est arcus, acta plus quam quadringentos secum arripuerit milites, quos omnes altissima involvit vertigine. Eratque spectaculum illud sub initium horrendum, cum tot homines eodem raperentur impetu et tamquam fluctu quodam absorberentur. Sed paulo post in risum est versum, cum milites undique tamquam terra editi emergerent. Omnes hastas tamen aut arma sive capitis aut pedum amiserant tegumenta. Tametsi nemo, quantum sciri potuit, fuit desideratus, multi tamen vehementer sunt collisi.* Zum „Schweizerkrieg“ Pirckheimers sowie konkret zur Stelle vgl. auch Wolfgang SCHIEL/Ernst MÜNCH, *Willibald Pirckheimer, Der Schweizerkrieg. Mit einer historisch-biographischen Studie*, Berlin (Ost) 1988, bes. S. 121; weiters FRASER, 1968 (wie Anm. 6), S. 32; Martina LEHNER, „Und das Unglück ist von Gott gemacht ...“. *Geschichte der Naturkatastrophen in Österreich*, Wien 1995, S. 34; beide allerdings ohne Quellenangabe. Das Lachen als Ausdruck der Erleichterung ist ansonsten nur als Reaktion auf die Jahrtausendflut des Jahres 1501 belegt. Vgl. dazu im Detail ROHR, 2007 (wie Anm. 1), S. 238 und S. 405.

Auch der *Theuerdank*, eine Art Renaissance-Ritterroman zum Leben Maximilians I., den der Kaiser mitverfasste oder zumindest inhaltlich mitkonzipierte, lässt einen Einblick über die zahlreichen Gefahren bei Kriegs- und Jagdzügen in den Alpen zu. Die deutsche Fassung erschien erstmals gedruckt 1517 in Nürnberg. Nur wenige Jahre später stellte der aus Friaul stammende Hofdichter Richardus Sbrulius (Riccardo Sbruglio) eine lateinische Fassung unter dem Titel *Magnanimus* fertig, die sich wohl in erster Linie an den nicht-deutschsprachigen europäischen Adel richtete.³⁹

Lawinen, Steinschlag und Hagelschauer werden dabei als bewusste Attentatsversuche des Hauptmannes Unfal(o) gegen Theuerdank (= Maximilian) dargestellt, der den Helden an einer erfolgreichen Brautfahrt zu Erenreich (= Maria von Burgund) hindern will. So heuert Unfalo einen Knecht an, der im Gebirge einen Schneeball ins Rollen bringen soll, damit dieser, zur Lawine angewachsen, den Helden töten solle:⁴⁰

„Unfalo vordert einen knecht
Und nam den an ein heimlich ort
Sprach gesell merckh meine wort
Eylunds hin auf das gepirg lauff
Unnd schaw mit allem fleys darauf
Wann der Held Tewrdannckh wirt reyten
Vnnden für an des pergs leyten
So mach von schnee einen pallen
Unnd laß den gmach herab fallen
Das daraus werd ein leenen groß
Dieselb den Helden zûtodt stoß.“

Theuerdank, der von Unfalo dazu überredet wurde, im Winter durch das Gebirge zu reiten, um gemeinsam mit einem Jäger Wild zu jagen, bemerkt im letzten Moment das Herannahen der Lawine und gibt seinem Pferd die Sporen:⁴¹

„Als der knecht ersach den Tewrn man
Macht Er pald ein pallen von schne

³⁹ Zum Leben und Werk des Richardus Sbrulius sowie zum Verhältnis zwischen *Theuerdank* und *Magnanimus* vgl. zuletzt ausführlich Claudia und Christoph SCHUBERT, Richardus Sbrulius: *Magnanimus*. Die lateinische Fassung des Theuerdank Kaiser Maximilians I. (Helfant Texte 12), Remchingen 2002, S. VI-XXXII.

⁴⁰ Der Theuerdank. Durch photolithographische Hochätzung hergestellte Facsimile-Reproduction nach der ersten Auflage vom Jahre 1517 (ed. Simon LASCHITZER, Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses 8, Wien 1888), S. 167. Die in Hexameter gekleidete lateinische Fassung – Richardus Sbrulius, *Magnanimus* 36 (ed. SCHUBERT, 2002, wie Anm. 39), S. 55 f. – gibt zwar den Inhalt in groben Zügen wieder, weicht aber im Detail deutlich vom *Theuerdank* ab. In gelehrter Spielerei baut Sbrulius Verse aus Vergil, Ovid und Statius ein.

⁴¹ THEUERDANK, 1517/1888 (wie Anm. 40), S. 168.

Derselbig lieff hinab unnd Ee
 Er halben weg geloffen was
 Wurd der pall von schne so groß, das
 Er het mögen mit der größ sein
 Bedecken ein gemains stetlein
 Tewrdannck höret den lauten pracht
 Unnd ee Er sich recht drauf bedacht
 Was doch dasselb mochte gesein
 Gieng die leen als ein perg herein
 Den nächsten auf den Helden dar
 Dermassen das Im nit mer war
 Dann das er sich eylunds umbkhert
 Unnd gab die sporen seinem pferd
 Ranndt was sein pferd mochte lauffen
 Durch das empfloch Er dem hauffen
 Schne, sonnst het Er darinn verderben
 Mussen, und In der leen sterben.“

Theuerdank versucht zwar noch weitere drei Male, dem Wild nachzuspüren, wird aber durch die Lawine, die den Weg hoch verschüttet hat, stets daran gehindert. Schließlich kehrt er unverrichteter Dinge heim, wo er von Unfalo scheinheilig nach seinem Jagderfolg befragt wird.⁴²

„Tewrdannck sprach, hörzû wie es mir
 Doch anhewt ist newr erganngen
 Ein schne leen het mich gefangen
 Leicht, kaum bin Ich ir enndtrunnen
 Unfalo sprach, von der Sunnen
 Oder villeich durch ein vogel
 Der oben auf des pergs kogel
 Den waychen schne hate gerürt
 Ist die lene herabgeführt.“

Die „Ausreden“ Unfalos, wie es denn zum Abgang der Lawine gekommen sein könnte, geben die am Beginn der Neuzeit im Umlauf befindlichen Erklärungsmuster wieder. Sie zeugen da-

⁴² THEUERDANK, 1517/1888 (wie Anm. 40), S. 169.

von, dass die Menschen in dieser Zeit Lawinen fast immer nur vom Tal aus wahrnahmen und dass sie umgekehrt über das Auslösen von Lawinen kaum empirisches Wissen besaßen.

Die zahlreichen Gefahren, denen sich der Held Theuerdank ausgesetzt sah, haben vermutlich ihre Entsprechungen im Leben Kaiser Maximilians I. Als passionierter Jäger im Gebirge und Bergsteiger hat er wohl mehrfach Lawinenabgänge, Steinschlag und Unwetter im alpinen Gelände miterlebt. Wie der Held der epischen Erzählung verfügte er wohl auch über das nötige Sensorium, das Grollen beim Herannahen einer Lawine oder bei Steinschlag zu deuten und sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Kulturgeschichtlich bemerkenswert ist freilich die künstlerische Transformation von Naturgefahren zu bewussten Attentatsversuchen von Theuerdanks Widersachern. Sie werden auf diese Weise „anthropogenisiert“, ähnlich wie in der Antike die Naturgewalten dem Wirken der Götter zugeschrieben wurden. Der Held Theuerdank ist freilich nicht mehr ein den Naturgewalten schutzlos ausgeliefertes Wesen, sondern er nimmt gegen sie den Kampf auf, indem er sich mutig vorwagt und ihnen mitunter gleich einem Schwerthieb oder Lanzenstich ausweicht.

Die Ausgaben des *Theuerdank* von 1517 und 1519 sind auch mit Holzschnitten von Hans Burgkmair und anderen Künstlern aus dem Umkreis Maximilians (Leonhard Beck, Hans Leonhard Schäuuffelein) illustriert; eine davon zeigt auch den beschriebenen Lawinenabgang. Die Darstellung ist ganz der zeitgenössischen Ansicht verhaftet, dass Lawinen zunächst aus Schneebällen entstehen, die erst ab einer bestimmten Größe zu rutschen beginnen.

Zusammenfassung

Die Berichte über Alpenüberquerungen im Mittelalter sind auffallend selten und stammen zu einem überwiegenden Teil erst aus dem 15. Jahrhundert. Die wenigen Berichte aus der Zeit davor beziehen sich vornehmlich auf den Westalpenraum. Die Beschwerlichkeit der Reise, meist völlig ausgespart in den Schilderungen, konnte aber, wie das Beispiel der Reise König Heinrichs IV. nach Canossa zeigt, durchaus instrumentalisiert werden. Interessant ist auch das Detail, dass auf den Alpenpässen die einheimische Bevölkerung nicht nur Hilfestellungen bei der Überquerung bot, sondern im Fall von Lawinen auch sofort nach Überlebenden suchte und dabei offensichtlich häufig erfolgreich war. Insgesamt war der hochalpine Raum für Reisende alles andere als eine Idylle, ein Ort, vor dem man sich fürchtete und den man deswegen in seinen Berichten von der Reise lieber verschwieg.